

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 74.

Samstag den 28. März 1903.

18. Jahrgang

Im Frauen-Abteil.

Von S. Barnedi.

Der Abendzug stand zur Abfahrt bereit, die Lokomotive leuchtete und schaute. Die Thüren der Wartesaale waren weit geöffnet, der Schaffner eilte geschäftig den Zug entlang, als ob von ihm das Schicksal des Landes oder doch wenigstens die Existenz der Aktionäre der Warschau-Wiener Eisenbahn abhängig sei.

„Ein Frauenabteil zweiter Klasse“, verlangte eine schlank gewachsene Dame.

„Hier bitte“, der Schaffner öffnete ein Abteil, „Sie werden vorzüglich schlafen können da Sie ganz allein reisen.“ Die Dame stieg ein und begann sich's bequem zu machen. Da nahte auch schon der rothbemalte Bahnhofsvorsteher; eben wollte er das Zeichen zur Abfahrt geben als noch ein Pärchen aus dem Wartesaal herausgeeilt kam. Er von hoher Figur, mit aufgewirbeltem Schnurrbart, eine elegante etwas helle Ercheinung; sie bildhübsch, lebhaft; die ganze Gestalt athmete Jugend und Anmut, gepaart mit entzückender Schlichtheit. Sie glich mehr einem Fräulein, denn einer Frau.

„Einstiegen bitte“, mahnte der Schaffner und mit energischer Geberde legte der Herr Plaid und Tasche seiner Begleiterin in das Abteil, in welchem die erste Dame schon Platz genommen hatte. „Nun sage mir hübsch „auf Wiedersehen“, mahnte er seine Begleiterin, „und nimmt Platz“. Diese brachte kein Wort über ihre Lippen, — plötzlich aber berührte sie den Mund des Mannes in heischem Feuer und stieg wie trümmend in das Abteil. Die Lokomotive piff, der Schaffner warf raschend die Thür zu, der Herr rief noch: „Also schreibe bald“ und rasselnd dampfte der Zug in die Nacht hinaus.

Die Damen waren allein . . . sich völlig fremd und unbekannt. Lange Zeit herrschte tiefe Stille. Endlich unterbrach die zuerst eingestiegene Dame die Stille:

„Wenn Sie vielleicht zu schlummern wünschen, können wir ja das Licht verdunkeln“, — dabei erhob sie sich, um die in der Wagendecke eingelassene Lampe mit dem grünen Schirm zu verdecken.

„Oh, ich werde nicht schlafen“, erwiderte die andere, „aber wenn Sie das Bedürfnis empfinden zu ruhen, bitte . . . auf mich brauchen Sie keinerlei Rücksicht zu nehmen.“

Das zarte Stimmchen berührte das Ohr angenehm und forderte zu einer weiteren Fragestellung geradezu heraus.

„Sie reisen allein?“ fragte die Blonde also weiter.

„Allein, — zum ersten Mal in meinem Leben“, seufzte die Brünette.

„Und dies gestattete Ihr Herr Gemahl?“ forschte die Blonde.

„Ja, nun er denn das nicht?“ kam es fragend zurück und ein verhaltener Zittern durchbebte die Stimme.

„Nun, das käme darauf an“, meinte die andere. „Ich hätte, offen gestanden, einen solchen Schatz auch nicht für einen Augenblick allein gelassen.“

„Sie wollen mir ein Kompliment machen“, erklärte die Brünette, indem sie die Augen niederschlug. „Morgen sind es jetzt vier Wochen, doch wir uns trauen ließen.“

„Ah . . . erst vier Wochen . . .“

„Ja, nicht einen Tag länger. Wir reisten zuerst auf ein Gut zu Verwandten, dann in die Schweiz. Es war herrlich, die Zeit verging uns so angenehm . . . Allein man muß doch an einen Platz denken, wo man sich ständig . . .“

„Ah ein Reisechen . . .“

„Zuvor, an ein Reisechen“, sie wiederholte das Wort mit naive Schlichtheit. „Nun hat mein Mann im Ausland gelebt, er besitzt große Fähigkeiten, erklärten mir alle. Er wollte ein großes Geschäft eröffnen . . . irgend ein neuer Industriegewerbe, eine neue Branche . . . Aber wir konnten keinen passenden Geschäftsräum finden . . . Nun will mein Mann in eine große Gesellschaft eintreten. Deshalb hat er mich nach Warschau geschickt zu meinem Mutterchen. Er will nun erst in Wien eine passende Wohnung für uns miethen, sie einrichten, ausstatten . . .“

„Und das ohne Ihren Rath, ohne Ihre Hilfe?“

„Sie haben recht, das ist schlecht von ihm. Denn für mich wäre es doch eine ganz besondere Freude gewesen, sich zugleich mit ihm um all das zu kümmern, alles das einzuladen, aufzustellen, einzurichten, — das wäre für mich ein Geschäft! Aber mein Mann behauptete, daß es wohl besser wäre, wenn ich erst eintrete, sobald alles fit und fertig sei. Das sagte er mir, und dabei hoffte ich immer noch, daß ihm hierzu im letzten Augenblick noch der Muth fehlen würde. —“ Ihre Stimme wurde leiser, mühselig unterdrückte sie ein verhaltens Schulden.

„Aber wäre es denn nicht besser gewesen, wenn Sie Ihrem Herrn Gemahl gerade heraus gesagt hätten, daß Sie in Gemeinschaft mit ihm die Wohnung einrichten wollten?“

„O nein, — dazu bin ich zu stolz. Er hätte ja glauben können, ich wollte mich ihm aufdrängen.“

„Ja, lieben Sie ihn denn so sehr . . . ?“

„Wie mein Leben!“

„Er ist auch schön, — ich vermuthe, es war Ihr Herr Gemahl, der Sie zur Bahn begleitete.“

„In der That, er ist schön?“ ein frohes Entzücken flog über das Antlitz der Bier-Wochen-Drau, „hier unsere Photographeien“, — und beglückt heisse Liebe strahlte aus ihren Augen. Sie nestelte ihre Kleidungsstücke auf und entnahm der selben aus sorgfältiger Enthüllung ein Visitenkarten-Bild.

„Sie sind beide sehr gut getroffen und sehen allerliebst aus.“

„. . . Ach, Sie schmeicheln —“, sie erröthete. „Sehen Sie und deshalb fürchte ich mich. Wenn ihm nun etwas zustoßt oder wenn auf der Reise eine Andere, ach, es gibt ja so schlechte Menschen! Aber ich weiß schon, was ich thue: sobald ich zu Hause angelangt bin, telegraphiere ich sofort an meinen Mann mit angehbarer Rückantwort, da erhalte ich sofort Nachricht, sobald er in Wien eingetroffen ist.“

„Und wenn er nun nicht eingetroffen ist?“ fragte die Andere und ihre Stimme klang hart und scharf.

„. . . Ach Gott, — und wenn er nun nicht eingetroffen ist“, wiederholte gleich einem Echo das junge Fräulein. Sie erbleichte und verstimmt. Sie machte verzweifelte Anstrengungen um der Fremden die Thränen nicht bemerkern zu lassen, die sich ihr in die Augen drängten. Die Angst aber, welche sich auf ihrem bleichen Gesicht wiederholte, entwaffnete ihre Gefährtin, denn die ergriff mit hastigem Druck ihre Hand und meinte begütigend: „Na, — haben Sie nur keine unnütze Furcht.“

„Nein, nein, die habe ich jetzt schon nicht mehr“, lächelte die junge Frau, „morgen sehe ich ja meine Mutter wieder und der werde ich Alles mittheilen. Ach, mein Mutterlein liebt mich so herzinnig!“

„Sie sind wohl ein verwöhntes Töchterlein?“ forschte ihre Begleiterin.

„Gerathen! Ich bin das einzige Kind meiner Eltern. Und ich würde ja auch ganz glücklich sein, wenn mir nur nicht so vor der Zukunft bangte. Denn sehen Sie“, sie kam immer wieder auf die Ursache ihres Herzleides zurück, „mein Mann hätte mich doch unbedingt mit nach Wien nehmen müssen. Ich wäre ihm doch bei jenen Geschäften sicher nicht hinderlich gewesen. Aber er ist so eigenartig . . . er hat eine solche Macht über mich und dabei einen so starken Willen. Wenn er erst ein Mal einen Vorfall gefaßt hat, hält er unerschütterlich an demselben fest.“

„Also ein Despot!“, meinte die andere. „Und Sie gehorchen ihm?“

„Natwohl, ich gehorche“, gab die junge Frau zu. „Was soll ich denn machen, wenn ich ihn lieb habe? Zeit werde ich etwa vierzehn Tage bei meiner Mutter bleiben, dann reise ich ihm nach.“

„Würde ich nicht machen. Wissen Sie was ich ihm würde? Soll ich's offen aussprechen?“

„Ah, ich bitte Sie darum!“

„Ich würde zu Hause zwei, drei Monate, vielleicht auch ein halbes Jahr bleiben . . . um ihn zu strafen —“

Die junge Frau schaute sie mit ihren großen, blauen Augen verundert und bestürzt an. Nach einer Pause erwiderte sie: „So werde ich es auch machen“, — aber der Ausdruck, mit dem sie diese Worte hervorstieß, war so weich und so voll Schwanken, daß ihre Begleiterin sofort merkte, daß sich dies liebende Herz zu keiner energischen That aufzuwiegeln ließ. Eine gewisse Neue überkam sie und sie meinte begütigend:

„Na, sorgen Sie sich nicht weiter um Ihren Mann und schenken Sie meinem Koch keine weitere Beachtung. Ihr Gnädiger wird die Wohnung schon nett einrichten . . . und in den nächsten Tagen sein liebes Fräulein zu sich rufen . . . Im Übrigen nehmen Sie doch mit Ihrer Mama über all das Rücksprache. Das Mutterherz wird für den augenblicklichen Schmerz schon die beste und wirksamste Arznei finden.“

Die Lokomotive ließ einen lang gedehnten Pfiff ertönen, zahlreiche Lichtsignale buschten an den Fenstern vorüber, die Bremse knirschten.

„Wir sind schon da“, rief die Blonde und ordnete ihre sieben Sachen.

„Ah schon . . .“, meinte auch die junge Frau wie beobachtend und legte auch ihr Gepäck auf dem Sitz zurecht.

Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof ein, der Schaffner riss die Klappehüren auf, die Gepäckträger eilten von allen Seiten herbei.

Die Hände der Reisefräulein berührten sich in herzlichem, sympathischem Druck.

„Fröhliche Zukunft!“

„Für Sie bestes Wohlergehen, — oh, ich werde es meiner Mutter sagen, ich werde ihr Alles erzählen!“



Theaterluxus der alten Römer.

Wir wundern uns über die Pracht und die augenfällige Kostspieligkeit, mit welcher unsere Ballette und großen Opern ausgestattet sind. Aber was ist dies im Vergleich mit dem Theaterluxus der alten Römer? Schon die Gebäude waren mit einem ans Fabelhafte grenzenden Aufwand hergerichtet. So führte z. B. der Adel M. Scenurus ein nur für vier Wochen bestimmtes Theater auf, welches drei Stockwerke hoch und mit dreitausend ehrernen Bildsäulen geziert war; das Theater saßte achtzigtausend Menschen. Der Tribun Scribonius Curio baute zwei halbrunde, von einander abgekehrte hölzerne Theater, welche nach Belieben aneinandergeschoben werden konnten und dann ein eisförmiges Amphitheater für Fechter Spiele bildeten. Zum Schluß gegen die Sonne waren diese Theater, welche bei ihrer ungeheuren Größe gar nicht bedacht werden konnten, mit seidenen, purpurnen, goldgestifteten Tüchern überspannt. Pompejus erbaute das erste steinerne Theater, welches vierzigtausend Personen fahrt, wobei gelegentlich zur Berechnung der Größe erwähnt werden mag, daß das Berliner Opernhaus siebenhundertneunzig Zuschauer saß. Die reichen Römer bauten, um sich bei dem Volle beliebt zu machen, solche gewaltigen Schauspieler und zierten sie mit verschwenderischer Pracht, mit Bildsäulen, Gemälden und Tapeten. Die Pracht und Verschwendung steigerten sich so, daß man die Maschinen, welche man bei den Vorstellungen brauchte, mit Silber überzogen ließ; in einem Spektakelstück der Art ließ Pompejus, um seinen Reichtum zu zeigen, dreitausend goldene Schalen, die ihm gehörten, im Festzuge über die Bühne tragen. Das größte Riesenwerk der Art ist das noch jetzt zu Rom in seinen Trümmern erhaltenen Colosseum, ein riesenhafes Amphitheater für Fechter Spiele und Tierheben, welches neunzigtausend Sitzplätze hatte, also die ganze Zuschauerschar des Berliner Opernhauses fünfzigmal in sich aufnehmen konnte.



Ein verhungerter Gelehrter.

Am 18. März 1856 fand man den Gelehrten Alexander Franconi, aus Konstantinopel gebürtig, zu Paris in seiner Wohnung tot. Von dem Verstorbenen wird erzählt, daß er zwölf Sprachen fertig gelesen und noch andere habe lesen können. Seine Leiche lag auf einem Haufen von Büchern und Manuskripten, er war offenbar in seiner Tätigkeit umgekommen. Im Zimmer lagen und standen Bücher fast in allen Sprachen der Erde umher. Die ärztliche Untersuchung ergab, daß der gelehrte Mann verhungert war, sein Körper war ganz vertrödet, aber nicht aus Mangel etwa, sondern er hatte den Körper über den Geist vergessen.

Bestrafung eines Kochs.

Während der General Rapp zur Zeit der Besetzung Preußens durch Napoleon die Danziger thronisierte, trat eines Tages ein junger französischer Offizier in die Restauration des Kochs Villiers und warf ihm vor, daß er den Offizieren Käse als Hasenbraten vorstelle. Der beleidigte Villiers ließ sich von seinem französischen Blut fortreißen und nannte den Lieutenant einen „Gelbknabbel“. Anstatt, wie mancher vielleicht getan hätte, dem Koch den Degen durch den Leib zu reißen, machte der Offizier, noch dazu der Neffe eines Adjutanten, die Sache anhangig, und der Koch wurde vom General verurteilt, auf einer Schulter 30 Pfund Hammel- und auf der anderen 50 Pfund Rindfleisch nach zwei Käfern zu tragen, natürlich von einem Proloß durch die Stadt begleitet. Dazu hingen dem alten Herrn über Rücken und Brust Pappaseln herab, auf denen seine Schuld: „Betrug der Offiziere durch Überzierung von Käse“ französisch und deutsch zu lesen war.

Cravatten

in grosser Auswahl in den neuesten Plastrons: Regats, Chars, Schleifen, Selbstbinden, sowie alle Sorten Cravatten empfohlen zu billigen Preisen

9907

Gg. Schmitt, Handschuh- & Cravattengeschäft,

Langgasse 17.

Photographisches Atelier
Georg Schipper, Sealgasse 36.

Neue billige Preise.

1/2 Dutzend Bist nur 3 Mark.
Alle anderen Größen dementsprechend billig. — Sonntags den ganzen Tag geöffnet.

567

Haben Sie Reparaturen an Uhren, Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu **J. Werner, Marktstrasse 6.** Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht. Sie **J. Werner, Marktstrasse 6.** Bitte genau auf die Firma zu achten!

Wiesbadener Kohlen-Consum
Heinrich J. Mulder,
Telefon 2557.



empfiehlt alle Sorten Ruhrkohlen, Coles, Briekets u. a. bei auerkaunt besten Qualitäten zu niedrigen Preisen.

8249

Empfehle mich zur

Anfertigung eleganter Herrenkleider

nach Maass.

Prima Arbeit. — Tadeloser Sitz. — Billigste Berechnung.
Fried. König, Schneidermeister, Moritzstrasse 17,
langjähriger Buschneider der Firma Gebr. Söhne am Kranzplatz.

8430

Feierstunden



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“.*

Nr. 14.

(2. Beilage.)

Samstag, den 28. März.

1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Mister Grant betrachtete das Bild. Doktor Mahlmann sah, wie seine Hand zitterte, — wie er den Mund öffnete — wie er sprechen wollte — wie sein Wort zwischen den Zähnen hindurch wollte.

„So einen Menschen haben Sie in Amerika nie gesehen, Herr Grant?“ fragte der Staatsanwalt endlich — langsam, jedes Wort betonend.

Mister Grant fuhr erschrocken aus seiner Betrachtung auf — er hatte offenbar ganz vergessen wo er war.

Einen unsicheren Blick wandte er dem Staatsanwalt zu und legte das Bild in die Alten. „So einen Menschen habe ich in Amerika nicht gesehen“, sagte er ebenso langsam, wie der Staatsanwalt gefragt hatte. Seine Stimme klang auffallend rauh.

„Freilich“, entgegnete lächelnd der Staatsanwalt und klappete die Alten zu, „Amerika ist groß; es müßte ja ein wunderbarer Zufall gewesen sein, wenn Sie gerade diesen Menschen drüben gesehen hätten. Sie kehren jetzt heim. Das Haus, das Sie sich hier gekauft haben, müssen Sie allerdings zurücklassen. Ist es unbescheiden, wenn ich frage, was Sie damit für Absichten haben?“

„Ich empfehle mich Ihnen, Herr Staatsanwalt.“ Mister Grant war aufgesprungen und beachtete die Frage nicht. Er nahm seinen Hut, und ehe noch der Staatsanwalt etwas erwidern konnte, hatte jener das Zimmer verlassen.

Der Staatsanwalt stand einen Augenblick vor dem Tisch, überrascht von diesem jähem Abschluß der Unterhaltung. Dann schlug er die Alten wieder auf, las den Steckbrief nochmals durch und betrachtete die Photographie so aufmerksam, als hätte er sie noch nie in Händen gehabt.

„Wie die Natur spielt!“ sagte er endlich und schaute unverwandt in die Photographie hinein. Langsam, kopfschüttelnd schlug er die Alten zu und band die vielen einzelnen Hefte sorgfältig zusammen.

19. Capitel.

„Unverschämter Mensch, der Staatsanwalt!“ sagte Mister Grant zu sich, als er durch die Straßen der Stadt ging und sich nach der Herberge zur Heimath hinfragte. Was geht mich der Steckbrief an — und die ausgebliebene Photographie? — Modergeruch und Grabeslust steigt aus den alten Alten auf und verpestet die Atmosphäre.

„Treffe ich hier einen jungen Mann, der sich Hugo Kramer nennt?“ fragte er auf dem Flur der Herberge einen Menschen, der wie ein Haussdienner aussah.

„Ich will einmal nachsehen“, entgegnete dieser und verschwand durch eine Stubentür, die er offen stehen ließ. Mister Grant hatte Zeit, die Herberge zur Heimath genauer zu betrachten. Wie einfach alles! Fast ärmlich, aber sauber, reinlich lustig. Wundervoll mag es hier dem Wanderer erscheinen, der sich auf der Landstraße herumgetrieben, von Betteln und Schlimmerem gelebt, Nächts unter freiem Himmel campirt und nun einmal, aus einem Gefängniß entlassen, in dieser Herberge eingekehrt — „zur Heimath!“ nennt sie sich — ja, heimathliche Gefühle

mögen dem Unglüdlichen wieder ausleben, wenn er hier eintritt; aber verrauscht, verlogen wie ein Traumbild sind sie, wenn er weiter gezogen, wenn er wieder auf freiem Felde hinter der Heide schläft, wenn die Schnapsflasche unter den Reisegefäßen kreist und gemeinsame Rede, rohes Gelächter von Mund zu Mund geht, wenn der Mann des Gesetzes naht und die Pforte des Kerkers sich wieder aufstößt, um den Landstreicher, den Bettler zu beherbergen, eine andere „Herberge zur Heimath“ — hat denn so einer eine andere Heimath als das Gefängniß?

„Hugo Kramer ist im Garten“, sagte jetzt der, den Mister Grant vorhin gefragt. „Ein Frauenzimmer ist bei ihm.“ Er öffnete die Thür. „Gehen Sie nur über den Hof durch jene Pforte, dann sind Sie im Garten.“

Mister Grant trat, wie ihm gesagt worden. Er ging über den sauber gehaltenen Hof und klinkte die Pforte auf. Vor ihm lag ein Garten mit schönen, alten Bäumen. Ganz am Ende unter einer Kastanie, deren Zweige fast auf die Erde hinabreichten, saß ein junger Mann, neben ihm ein Frauenzimmer in Schwarz. Mister Grant trat einige Schritte vorwärts und hielt sich so, daß er, selbst ungesiehen, den Beiden näher kommen konnte.

Nun stand er still und betrachtete das Paar aus der Ferne, durch allerhand Gebüsch verdeckt. War das Hugo Kramer, den er zuletzt im Gefängniß gesehen? Der wirre Bart war gestutzt und geordnet, statt des Kittels trug er einen guten Rock. Die Dame in Schwarz hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und ihre Hände in die Hugos geschlungen. Freudlich redete sie auf ihn ein und streichelte ihm das Antlitz; über seine Wangen rannen Thränen.

Mister Grant konnte sich von dem Anblick nicht trennen. Warm strömte es ihm über den Rücken. Sein Herz wurde weich, und aus seinem Auge löste sich ein Tropfen wie glühendes Eisen. Mit zauberischer Gewalt drängte es ihn zu den Zweigen, die in seligem Verein unter der Kastanie saßen, was um sie herging, vergessen zu haben schienen und den Mann nicht sahen, den tausend unsichtbare Fäden zu ihnen zogen. Aber nun bog er die Zweige hinter sich sorgfältig auseinander, fuhr mit der Hand über die Augen und schlich sich aus dem Garten hinaus.

„Ich komme wieder“, sagte er auf dem Hausflur zum Diener, ohne ihn anzusehen, und verließ schnell das Haus.

Schon dämmerte es, als er wieder erschien. Drinnen im Zimmer war Lärm und Geschrei, allerlei Stimmen schwirrten durcheinander, es klapperte recht wüst. „Kramer sitzt im Garten und verzehrt sein Abendbrot“, sagte der Haussdienner, „eine trockene Semmel und ein Glas Bier.“

„Warum nicht in der Stube?“ fragte Mister Grant. „Da ist doch lustige Gesellschaft!“

„Er will allein essen, hat er mir gesagt“, antwortete der Haussdienner.

Nun war Mister Grant wieder im Garten und ging großzügig auf die Kastanie zu, unter welcher Hugo Kramer noch immer saß. Er war allein.

Hugo erkannten den Unbekannten aus der Ferne und trat ihm entgegen. „Ich freue mich, daß ich Sie noch einmal sehe, Herr Grant“, sprach er, und seine Stimme klang merkwürdig weich. „Von Herzen bin ich Ihnen dafür dankbar, daß Sie mich durch Ihr Zeugniß freigemacht haben.“

„Ich hatte Sie durch mein Geld in den Verdacht des Diebstahls gebracht“, erwiderte Mister Grant und reichte ihm die Hand. Da war es doch gewiß meine Pflicht, zu Ihren Gunsten Zeugniß abzulegen, denn ich trug ja die Schuld an Ihrer Verhaftung.“

„Nicht Sie!“ wehrte Hugo Kramer ab. „Ich allein. Und darum nochmals herzlichen Dank für Ihr Zeugniß. Aber es ist das letzte Mal gewesen, Herr Grant. Ich habe einen Strich gemacht. Ich will versuchen zu thun, was Sie mir damals im Walde gesagt — ich will mich bemühen, ein anderer Mensch zu werden. Mir steht es freilich im Blut, aber ich will arbeiten und mit mir kämpfen, ob ich den bösen Tropfen in meinem Blute nicht überwinden kann, ob meine Natur nicht noch die Kraft hat, das Gift aus dem Blute herauszustoßen.“

„Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Ihre Mühe von Erfolg begleitet wäre“, sagte Mister Grant warm, „und ich würde noch glücklicher sein, wenn Sie etwas von mir annehmen wollten, was Ihnen das Fortkommen erleichtern würde.“

„Geld?“ fragte Hugo Kramer, „Geld von Ihnen? Ich danke Ihnen, Herr Grant, ich kann es nicht nehmen — Ihr Geld hat mir Unglück gebracht. Ich würde zum zweiten Mal vielleicht einen so guten Zeugen nicht wieder finden. Ich danke Ihnen, ich habe jetzt kein Geld nötig. Ich will's mir zu verdienen suchen — aber ehrlich.“

„Wollen Sie in Lenzheim bleiben?“ fragte Mister Grant.

„Wie darf ich hier bleiben!“ erklärte Hugo Kramer. „Hier, wo mein Name gebrandmarkt und geächtet ist! Wo nicht einmal meine arme Schwester bleiben kann, die doch nie in ihrem Leben etwas Böses gethan, die nur eine Schuld auf sich geladen hat.“

„Welche?“

„Dass sie ihres Vaters Tochter ist. Sie hat mich hier aufgesucht. Meine Geschichte war bis in ihre Einzelheit gedrungen. Ich weiß alles, weiß auch, was Sie für meine unglückliche Mutter gethan haben, Herr Grant. Dank Ihnen, heißen Dank dafür! Noch heute Abend will ich ihr Grab aussuchen. Dann will ich weg von hier, weit weg, wo mich niemand kennt. Hier bin ich immer, und würde ich noch einmal der beste Mensch von der Welt, meines Vaters würdiger Sohn. Die Vergangenheit kann ich nicht von mir thun. Wie ein ewiger Schatten folgt sie mir.“

„Wohin wollen Sie?“ unterbrach Mister Grant die Stille, als Hugo endlich schwieg und sinnend in den Abend hineinschaute.

„Weiß ich's? Wo es Arbeit gibt und Menschen, die nicht wissen, daß ich Claus Kramers Hoffnungsvoller Sohn bin.“

„Sie sollten über Ihren Vater nicht immer so scharf und böse urtheilen“, warf Mister Grant hin und wandte seinen Blick seitwärts. „Was mag er mit sich durchgemacht haben, ehe er so geworden, wie Sie ihn sich denken.“

„Ja wohl, Herr Grant“, antwortete Hugo Kramer höhnend und nun sah er plötzlich wieder so aus wie damals im Walde. „Sie haben ganz recht. Ich sollte nicht so über meinen Vater sprechen. Natürlich. Er ist kein Bösewicht gewesen. Er war nur ein unglücklicher Mensch. Ein armes, bedauernswertes Opfer der Schlechtigkeit anderer. Er hat sich nicht zum Schurken gemacht. Die Verhältnisse waren daran schuld. O nein, Herr Grant, ich weiß das besser. Von mir selbst weiß ich's. Hab' ich denn alles das gethan, wofür ich bestraft bin? Hab' ich gestohlen — ein-, zwei-, dreimal? Ja wohl, ich thäts. Ich war der Herr meiner Thaten, ich habe sie verübt, und ich habe sie gebüht. Mein Vater hat seine Thaten auch gethan, aber er hat sie nicht gebüht, andere haben für ihn gebüht, er ist in Amerika und schlemmt und prahlt, und seine Kinder sind um ihn verdorben und ungläubig geworden. Sehen Sie, Herr Grant, das ist mein Vater — und ich soll nicht so hart über ihn urtheilen? Ich soll mit Hochachtung, vielleicht gar mit Liebe von ihm sprechen? Ich weiß wohl, daß ich in meiner Kindheit ein Gebot gelernt habe, daß ich Vater und Mutter ehren und achten und lieben soll, damit es mir wohl gehe auf Erden. Wie gern hätte ich's gethan — aber die Eltern müssen auch dagegen sein, daß man sie ehren und achten und lieben kann. Meine Mutter hab' ich geliebt, wenn ich auch keine Gelegenheit gehabt, es ihr zu beweisen; denn ich habe ihre Liebe mit Undank, mit Schlechtigkeit gelohnt. Meine Mutter war ein Engel. Aber mein Vater, warum sollte ich den lieben, den achten Herr Grant, können Sie einen Mann achten, der das verbrochen hat, was mein Vater gethan? Sie haben's hier in Lenzheim gewiß gehört — und Sie fordern von mir noch Achtung und Liebe für ihn?“

„Sie wollen ein guter Mensch werden, junger Mann.“ sagte Mister Grant, die Kehle war ihm wie zugeschnürt ob dessen, was er vernommen, „und Sie haben solche Gesinnungen?“

„Ich habe sie und will sie immer haben“, antwortete Hugo Kramer schroff, „und an Ihnen will ich mich aufrichten und erheben. Denken will ich dessen, was mein Vater verübt, immer dessen gedachten, um zu versuchen, ob ich es anders und besser machen kann.“

„Wissen Sie, was Ihr Vater in Amerika durchgemacht und ausgehalten?“ warf Mister Grant ein. „Ahnens Sie, wie er gekämpft und gerungen, ehe er so weit gekommen, daß er jetzt nach dreißig Jahren seine alten Schulden bezahlen kann?“

„Kann er seine Schuld gegen seine Frau, gegen seine Kinder je bezahlen?“ entgegnete Hugo. „Kann er je gut machen, was er an denen gethan? Und wenn er alle seine Schulden bis auf den letzten Pfennig bezahlt hat, so bleibt noch die Blutschuld übrig, die er gegen seine Frau, gegen seine Kinder auf sich geladen. All sein Geld kann diese Schuld und seine Schande nicht abdecken.“

Fortsetzung folgt.



Echtes Gold.

Novelle von Franz Scherl.

(Druckverboten.)

In ihrem Boudoir, mit seinen weichen Teppichen, den schönen Draperien, den kostbaren Möbeln, Büchern und Gemälden ruhte Erna Flemming, die Tochter eines höheren Militärs, im Schaukelstuhl. Vor ihr stand Eugen Dörner, eine zwar nicht schöne, aber dennoch stattliche Erscheinung mit blondem Schnurr- und Backenbart. Lebend war der treuherzige Blick seiner blauen Augen auf die feine, biegsame Mädchengestalt gerichtet, die abwehrend die Rechte ihm entgegenhielt.

„Es gibt Mädelchen,“ sprach sie soeben, „die sich durchaus nicht für die Ehe eignen, und zu diesen gehöre ich. Ich bin launenhaft, eifersinnig und ohne alle Hausfrauentugenden.“

„Enädiges Fräulein, machen Sie sich doch nicht selbst schlecht,“ entgegnete er. „Ihr Herz ist gütig, milde und sicherlich auch der Liebe fähig. Da Sie nur vorgeben, mich noch nicht lieben zu können, so will ich gleich einem Ertrinkenden, der im Todeslampf nach dem Strohhalm greift, hoffen und warten, und sollten selbst Fahrt darüber vergehen. Ihr Herz ist warm, der Liebe wie ein jedes andere fähig, und ein warmes, liebendes Herz ist ja bekanntlich das Hauptverdienst der Ehe!“

Fest schauten seine blauen Augen dabei ihr ins Gesicht, während seine etwas gedämpfte Stimme immer leidenschaftlicher wurde.

„Ja, jedes Herz ist der Liebe fähig, wenn sie geweckt wird, das geb' ich schon zu!“ antwortete Erna. „Mein Herz blieb aber bis heut' still und wird still bleiben; ich versichere Sie, Herr Dörner!“

Unwillkürlich errötete sie, ob der Lüge, zu welcher sie jetzt Zuflucht genommen hatte. Ihr Herz, es war nicht still geblieben, vielmehr schlug es heiß, aber nicht für den Mann, der traurig vor ihr stand. Im Geiste sah er Professor Werner vor sich, wie er ihr beim letzten Wohltätigkeitskranzchen gehuldigt, sah die darob neidischen Blicke der andern Damen, und die ob solch einer unerhörten Rücksichtslosigkeit empörten Mütter von heiratsfähigen Töchtern.

„Mein Gott,“ rief sie sich im stillen gleichsam als Entschuldigung zu, „die Herren sagen auch nicht immer die Wahrheit, und da ist die kleine Notlüge noch lange kein Verbrechen.“

Der stille, ernste Mann vor ihr tat ihr leid. Sie mochte ihn gut leiden, ihn aber zum Gatten nehmen, das wollte sie denn doch nicht. Und Werner, der Herrliche, der Unvergleichliche, der erklärte Liebling der Frauen! Was würde er sagen, wenn er erfahren sollte, daß sie ihn aus Mitleid für diesen Mann verleugnet hatte. Sie schauderte zusammen und hastig Dörner die

Hand reichend, zwang sie einen weichen Ausdruck in ihre Züge.

„Bleiben wir Freunde, Herr Dörner, ehrliche und gute Freunde, ja? Sie mit Ihrem ehrlichen, guten Herzen werden noch genug Mädchen kennen lernen und das edelste von ihnen als Gattin heimführen.“

Wehmütig schüttelte er das Haupt, und als er sich über ihre Hand neigte, um diese zu küssen, rollte ihm eine Träne über die gebräunten Wangen und rührte die schmale, weiße Rechte des Mädchens.

„Nicht wahr, Herr Dörner, Sie werden es mir nicht abschlagen, wenn ich Sie bitte, bei der geplanten Partie auf den Hochstein nicht zu fehlen? Und bitte, kein Wort mehr von Liebe zwischen uns und seien Sie nicht böse, ja?“ rief sie ihm zu, als er im Begriffe war, sich zu entfernen.

„Obzwar ich lieber nicht bei der Partie sein möchte, so will ich trotzdem Ihrem Wunsche Rechnung tragen und werde, obzwar mit blutendem Herzen, dennoch in Ihrer Nähe sein. Betreffs Ihrer letzten Bitte verspreche ich Ihnen, daß künftig kein Wort von Liebe zu Ihnen über meine Lippen schlüpfen soll.“

Fest klapperte seine Antwort, und wie zur Befristung der soeben geäußerten Worte ihr mit seiner großen Rechten die Hand drückend, verließ er dann schnellen Schrittes das Gemach.

Traufen regnete es. Ein Tropfen nach dem andern fiel klatschend in die großen Pfützen, die sich auf der Straße ausbreiteten.

Nirgends ein Sonnenstrahl, der einen Regenbogen über das dunkle Wollengespinst gemalt hätte, nirgends ein Riß in dem einfarbigen Schiefergrau. In langen weißen Schnüren fiel ein Tropfen nach dem andern vom Himmel herab. Dörner kam das Leben recht langweilig vor und das üble Wetter schien zu seiner Stimmung so recht zu passen. Es war, als ob sich der Himmel nicht genug sattweinen könnte darüber, daß das Leben, sein Leben, so langweilig war.

Früh verwaist hatte er sich schon durch das Leben schlagen müssen, und das Leben, es hatte sich ihm, wie die Menschen, von der härtesten und schlechtesten Seite gezeigt. So war er ernst geworden, dabei wortkarg, ein Junggesell, der nie das Glück, das die Jugend anderen Menschenkindern bietet, genossen hatte. Und er hatte sich ins Unvermeidliche gefügt, dabei aber tapfer gekämpft und war endlich als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen. Und heute, wo seine Stellung es ihm erlaubte, um die Hand einer noch so verwöhnten Dame anzuhalten, heute hatte er es getan und einen niedlichen Storb sich geholt. Er sollte statt Liebe sich mit Freundschaft begnügen? Nein, nein, und tausendmal nein! Er hatte weder Vater und Mutter, noch Bruder und Schwestern gekannt und sein Herz, es sehnte sich nach einem teilnehmenden Menschenherzen. Im harten Lebenskampfe blieb ihm keine Zeit für Liebe übrig und jetzt, da die Liebe für Erna Flemming ihn mit aller Macht ergriff — Freundschaft? Statt Liebe Freundschaft?

„Ha!“ rief er mit rauher Stimme aus. „Warum kann sie mich nicht lieben, warum? Liebt sie einen anderen, der Vorzüge besitzt, die ich nicht aufzuweisen kann? Weib! Und du liebst mich ahnen, daß ich dir nicht gleichgültig bin, duldetest meine Nähe. Schlange, ich könnte dich hassen, wenn ich dich nicht wahnhaftig lieben würde. Aber ruhig, Eugen, ruhig! Darf sie nicht frei über ihre Hand verfügen, willst du ihr wehren? Ja, sie darf es, und ich bin der letzte, der es ihr wehren wollte. Die Liebe des Weibes muß ein Geschenk sein, das sie dem Erwählten bringt, und kann ich es nicht werden, so ist eben ein anderer, ja ein anderer!“ rief er laut aus, während er seiner Behausung zuschritt.

Eine Tage darauf fuhr eine lustige Gesellschaft, bestehend aus zwei Damen und drei Herren, mit der Bahn bis zur Sommerfrische Hemmingen. Hier wurde ein kleiner Imbiss eingenommen, und dann ging es lachend und plaudernd der Ruine zu.

Der Weg führte durch ein einsames Tal, das von grünen, waldbedeckten Hügeln eingeschlossen, nach Süden einen schmalen Ausweg ließ, um den silbernen Wassern eines kleinen Baches den freien Ausweg nach

den fernliegenden Ebenen zu gestatten. Ein kristallblauer Weiher, von zierlichen Eichen und Birken umgeben, lag am Ende des Tales, und blickt an seinem Ufer ruhig auf einem mächtigen Hügel der Rest von Hohenstein empor. Von den halbzerfallenen Burgmauern niederhängen mit ihren langen, schwanken Zweigen hervor, anderes Gesträuch zwängte sich aus allen Rissen und Spalten ans Tageslicht.

„Ah!“ rief Erna Flemming voller Entzücken aus. „Sieh nur, Malvine, wie die Ruine sich in der smaragdgrünen Flut wiederspiegelt. Das ist aber wirklich reizend!“

„Befehlen gnädiges Fräulein den Aufstieg?“ fragte Assessor Werner, dabei Erna einen verliebten Blick zuwerfend.

„Ja! Sehen wir uns die Ruine von innen an!“ entgegnete sie, dabei seinen Arm nehmend, da jetzt der Weg beschwerlicher wurde.

Sie wanderten nun unter den Buchen der Ruine zu, doch kamen sie nur langsam vorwärts, denn die knotigen Wurzeln redeten und streckten sich quer über den schmalen Waldweg, wie Hängeisen für die Füße. Ein Häher flog erschreckt auf und verbarg sich ins dichte, grüne Blattwerk, das sich auf den hohen weißlichen Stämmen von Ast zu Ast, von Krone zu Krone spannte, ein herrlicher grüner Waldbach. Im niedrigen Buschwerk huschten gestörte Vögel, während oben in den Wipfeln der Goldglanz der Sonne leuchtete.

Endlich war die Ruine erreicht. Eine schattige Kühle empfing sie zwischen den geborstenen Mauern und nach kurzem Aufenthalt wurde beschlossen, einen geeigneten Punkt aufzusuchen, von dem man bequem die Umgebung der einst so gevaltigen Ritterburg überblicken konnte. Einen solchen hatte man bald gefunden. Gleich einem schmalen, glitzernden Silberstrahl schlängelte sich der Bach durch die saftigen Wiesen, um weiter abwärts zwischen den nachtschwarzen Schatten des Geblüzes zu verschwinden.

Werner nestelte sein Fernrohr vom Gürtel und richte es Erna Flemming. Voll stummen Entzückens blickte diese in die wundervolle, großartige Berglandschaft hinaus. Ihr Auge schweifte weit in die Ebene, bis dorthin, wo diese sich mit dem Sonnenuntergang vermischt. Das Glas wanderte von Hand zu Hand, und man saß, lachte und plauderte um die Wette. Nur Eugen Dörner nahm an der allgemeinen Heiterkeit nicht teil. Etwas abgewendet lehnte er sich auf seinen Stock und schaute in das herrliche, landschaftliche Bild hinaus, das sich vor seinen Augen entrollte. Er verwünschte im stillen Erna und nannte sich einen verliebten Narren, weil er ihr versprochen hatte, mit bei der Partie zu sein.

„Warum schwärmt sie für diesen Assessor?“ murmelte er in seinen Bart. „Warum und weshalb? Nur weil er so hübsch, so elegant ist und sie mit Schmeicheleien überhäuft?“

Er ärgerte sich und fühlte, wie sein Mizum zu Groß und Zorn wuchs. Er konnte es garnicht begreifen, daß sie an dem feinen, parfümierten Assessor Gefallen finden konnte, und daß dieses Herrchen Ernas Geschmack entsprach. Ob er denn auch Erna liebte? Sogar sehr, und nun mußte er zusehen, wie ein anderer seiner Angebeteten die zärtlichsten Blick zuwarf, ihr Schmeicheleien auf Schmeicheleien sagte.

„Herrgott,“ rief er halblaut aus, „gegen diesen hier bin ich der reinste Stümper; der kann es!“ Um nicht durch seine Teilnahmslosigkeit aufzufallen, warf er hie und da einige Brocken in die Unterhaltung, und atmete erleichtert auf, als sich ein leises Röcken vernehmen ließ. Eben suchte er den Horizont ab und hatte bemerkt, daß am westlichen Himmel finstres Gewölk aufgestiegen war, als sich Ernas Stimme hören ließ: „Ich glaube, es donnert!“ rief sie leicht erschrockt aus.

„Sicher!“ beeilte sich jetzt Dörner zu versichern. „Wir tun gut, so schnellig als möglich den Heimweg anzutreten.“

Assessor Werner lachte auf. „Mensch, sehen Sie im hellen Sonnenschein Gespenster? Es ist ja kein Wölkchen am Himmel!“

„Vor uns nicht, aber hinter uns!“ versetzte Eugen
kühl.

Wie auf Kommando blickten alle erschreckt hinter
sich. „Alle Wetter!“ rief der dritte Herr erschrockt aus.
„Das ist ja ein netter Anblick! Da sind wir geliefert,
wenn wir nicht bald unter Dach und Fach kommen!“

Man rüstete sich eilig zum Aufbruch. War der Auf-
stieg beschwerlich gewesen, so schien es der Abstieg dop-
pelt zu sein. In atemloser Hast stürmte alles vorwärts,
durch Dick und Dünn, um nur ja bald den schmalen
Waldweg zu erreichen. Dürres modernes Laub bedeckte
diesen, und die vielen, knorriigen Wurzeln erschwerten
den Abstieg sehr.

Plötzlich stieß Erna einen Schrei aus und sank in
die Knie. Sie war ausgeglitten und verspürte nun einen
stechenden Schmerz im Fuße. Im Nu war Dörner an
ihrer Seite. Die kraftvollen Arme um sie schlingend,
hieß er mit der süßen Bürde weiter.

Er hatte vergessen, daß das Mädchen, das jetzt an
seinem Herzen ruhte, seine Liebe einem andern Manne
geschenkt hatte. Und wo war Werner, dessen Pflicht es
gewesen, nicht von Ernas Seite zu weichen? Hatte ihm
gehangt, daß der kurze Aufenthalt ihn bis auf die
Haut naß machen würde? „Schwächling!“ murmelte Dör-
ner in seinen Bart und hieß mit Erna weiter. Flüchtig
warf er dabei einen Blick auf das Mädchen, das wie
leblos in seinen Armen ruhte. Das liebe Gesichtchen,
wie blaß es mit den geschlossenen Augen an seiner
Brust lehnte! Und Erna? Sie schämte sich vor Eugen
für den Assessor und ließ die Augen geschlossen.

Dörners Herz begann in schweren Schlägen zu klopfen,
wie er so mit der lieben Last den andern nachstürmte.
Vor seinen Augen bildeten sich Räder, die größer und
größer wurden, gerade so wie damals vor Weissenburg,
als er, von der feindlichen Kugel getroffen, auf dem
Schlachtfelde zusammengebrochen war. Er blieb stehen
und schloss für einige Augenblicke die Augen. Ohne zu
wissen, was er dann tat, drückte er Erna fest und fester
an sich. Sein Gesicht senkte sich auf das ihre, und seine
Lippen wollten schon die ihren suchen mit wilden, hei-
ßen Küssem, welche ihm den Rest der Besinnung raub-
ten. Im letzten Moment besann er sich jedoch eines
anderen, ließ sich auf die Lippen, so daß sich diese blutig
zu färben begannen und sah finster vor sich hin.

„Nein, nicht so!“ rief er sich zu und hieß dann
weiter. Eine Glutwelle schoß ihm ins Gesicht, und dieser
blonde Kieke, er zitterte an allen Gliedern und mußte
doppelt vorsichtig sein.

„Wenn wir nur schon beim Hegerhaus wären!“ rief
er aus, dabei einen flüchtigen Blick nach dem tief-
dunklen, von Blihen durchzuckten Himmel werfend. End-
lich langte er beim Hegerhause an, das zwischen fin-
sternen Tannen versteckt, beiden Schuh vor dem Wetter
bot.

Der Heger stürzte hernieder. So eilig er auch mit
seiner Last dem Hegerhause zugestürmt war, genügten
doch nur wenige Minuten, um Ernas leiches, weißes
Kleid völlig zu durchnässen. Als Dörner mit ihr über
die Schwelle der niederen Holztür trat, wurde er von
den Mitgliedern der Gesellschaft, allen voran Werner,
betrübs Ernas mit Fragen bestürmt.

„Das Fräulein hat sich den Fuß verletzt, und kalte
Umschläge auf den wehen Fuß werden ihr wohl tun,“
versetzte er, dabei dem Assessor einen kalten Blick zu-
werfend.

Der Heger war nicht anwesend, aber seine Frau hatte
raum die Sachlage erkannt, als sie mit der Gastfreund-
lichkeit jener Leute, die selten von Gästen heimgesucht
werden, sich Ernas annahm, und was sie an Erfrischun-
gen selbst besaß, den Gästen vorzeigte. Nachdem sich die
Herren in ein Nebengemach begeben hatten, machte sie
im Kachelofen ein mächtiges Feuer, half Malvine Erna
entkleiden und stellte bereitwillig die eigene Garderobe
zur Verfügung. Dann untersuchte sie den angeschwollenen
Fuß, und während sie von Zeit zu Zeit kalte Umschläge
auf die Geschwulst legte, kochte Malvine einen
heissen Kaffee, damit Erna auch von innen warm würde.
(Schluß folgt.)



Die Temperatur der Speisen.

In Hinsicht auf die Temperatur der Speisen herr-
schen vielfach Gewohnheiten, welche als einzige Ursache
verschiedener Magenkrankheiten betrachtet werden müs-
sen. Man glaubt, daß die Suppe nicht heiß genug auf
dem Tische erscheinen kann, daß das Gemüse und die Kartoffeln dampfen müssen. Durch das Trinken eines Glases kalten Weines wird die Mizenzahlung des Magens
dann noch vergrößert. Ein jeder muß sich die Folgen
einer solchen Handlungswise vor Augen führen. Schon
bei den Bähnen findet durch heiße Speisen eine Beschädigung statt, wenn gleich darauf Abkühlung erfolgt. Durch
den Wechsel von den Extremen der Hitze und Kälte entstehen
im Email, welches die Bähne beschützt, zuerst unmerkbare
kleine Risse, welche jedoch den noch kleineren Bakterien
Platz genug bieten, sich darin einzunisten. Unter dem
Einfluß der sich entwickelnden Säuren werden die Bähne
dann schadhaft. Ferner wird die Schleimhaut des Mundes
durch zu große Erwärmung oder Abkühlung angegriffen,
das Gefühl darin erlahmt, was auch der Laien schon da-
durch merkt, daß das Geschmacksgefühl sowohl durch sehr
heiße als auch durch sehr kalte Speisen vermindert wird.
Der Unterschied ist viel zu groß, wenn die Temperatur
zwischen 45 Grad bis 10 Grad Celsius schwankt. Wenn
wir die äußere Haut (Epidermis), welche doch am wenigsten
verwöhnt ist, solchen Temperaturunterschieden aus-
sehen würden, so würden wir dies sehr unangenehm
empfinden. Und doch glaubt man die Schleimhäute des
Mundes und Magens ungestört den stärksten Temperatur-
schwankungen aussehen zu dürfen. Darum muß mit Nach-
druck darauf hingewiesen werden, Mund und Magen gegen
die Nachteile solcher Temperaturunterschiede zu schützen.
Nicht zu warm und nicht zu kalt müssen die Speisen ge-
nommen werden; die Gesundheit eines jeden erfordert dies.



Herztlicher Ratgeber.

Wunde Füße.

Das Leiden wunder Füße, durch weites Marschieren herbeigeführt, wird sehr rasch gemildert,
wenn man die Füße ein- oder zweimal in ziemlich hei-
sem Wasser stellt, in welchem ein Wallnuss großes Stück
Salpeter aufgelöst worden ist.

*

Reinigung der Zimmerluft.

Man lege ein gutes Stück Kampher in ein Ge-
fäß und ein stark erhitztes Stück Eisen darüber. Da-
durch bilden sich reichliche Dämpfe, die die Zimmerluft
schnell reinigen und nebenbei eine kräftig desinfizierende
Wirkung haben.

*

Mittel gegen Sodbrennen.

Sodbrennen oder andere Magenkrankheiten erleichtert
sogleich ein halber Theelöffel voll gewöhnliches
Küchenalz, in ein wenig kaltem Wasser aufgelöst und
getrunken. Wird die Quantität Salz nach und nach bis
auf einen ganzen Theelöffel voll und das Wasser bis
auf einen viertel Liter vermehrt und dies jeden Morgen
vor dem Frühstück genossen, so wird es in wenigen Tagen jeden geöhnlichen Fall von Unverdaulich-
keit heilen, wenn zugleich der Diät die gehörige Auf-
merksamkeit geschenkt wird; es ist dies zugleich ein gutes
Mittel gegen Stuholverstopfung.

